

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
Band: 32 (1942)
Heft: 4

Artikel: Allerlei Volkskundliches aus dem obern Möhlintal
Autor: Ackermann, Jos.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schneeflocken in der Luft herum tanzen, wie im Sommer die Mücken, oder wie ein Fliegenschwarm, so nennt man dies Schneien: „es fleiglet“. Die Schneemenge wird nicht gross, und man kennzeichnet sie mit „ein Leck!“ das will sagen: ein Zungen-leck genügt um ihre Dichtigkeit zu durchbrechen.

3. Es „rislet“ oder „risslet“. Wie bei Sommer-Gewittern Hagelkörner, so fallen im Winter bei scharfer Kälte und Wetterumschlag kleine feine Schneeflöcklein zur Erde, deren Grösse mit Reiskörnern zu vergleichen ist, daher der Ausdruck: „es rislet“! Bei grösserem Kälte-Einbruch ist der Schneefall nie reichlich, und man sagt: „es het es Wischli geh!“ und dies bedeutet soviel, dass man den trockenen Schnee mit dem Besen wegwischen kann.

4. Es „schneeruthet“! Wenn bei Wettersturz und stürmischem Regenwetter Regen und Schnee untereinander daher kommen und bei stärkeren Windstössen Schneeflocken wie in Rutenbündeln daher jagen, so heisst es, es „schneeruthet!“.

5. Es „guxt“! Wenn es trocken schneit, so entsteht bei leichtester Luftbewegung ein Schneetreiben und bei zunehmender Windstärke in richtiger Gux! Gux kann auch nach frischem Schneefall bei Einsetzen starker Winde entstehen.

6. „Es schneit feiss!“ Bei ruhiger und nicht zu kalter Witterung ist der Schneefall immer am ergiebigsten, und man sagt: „es schneit feiss!“ Und wenn der Schnee in starken Mengen und in dichten Flocken niederfällt, sagt man: Sankt Peter habe den Sack oder das Federbett ausgeschüttet.

7. Ehe das Centimeter-Mass aufkam, bewertete man die Schneehöhe, in Ergänzung der oben angeführten Beispiele, wie folgt: Der Schnee reicht bis: a) auf den Schuh; b) bis an die Knoden; c) bis an die Waden; d) bis an die Knie; e) bis an den Hosenlatz; f) bis an die Brust; und g) ich bin eingesunken im Schnee bis an die Achsel, oder bis an den Hals.

Allerlei Volkskundliches aus dem obern Möhlintal.

Von Jos. Ackermann, Wegenstetten.

Das Neujahrsgeschenk.

Fast bis zur letzten Jahrhundertwende war in unserer Gegend nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag, an welchem man die Kinder beschenkte. Nur in den Häusern, wo noch vorschulpflichtige Kinder wohnten, brannte am hl. Abend ein Christbaum, der geschmückt war mit Äpfeln, Birnen und Nüssen, also mit Sachen, welche das Bauernhaus bot. Neujahr war ein Halbfeiertag und am Nachmittag von der Kirche freigegeben. Da blieben

denn die Kinder zu Hause und erwarteten „Gotte und Götti“ mit der „Helsete“. Diese bestand in der Regel aus einer „Neujahrspupfe“, in welche ein Zweifränkler eingesteckt war, oder einem Kleidungsstück. Neujahrswecken buk man damals in allen Häusern. Buben bekamen vom Götti oft noch einen aus Weissemehl gebackenen „Vogel“, die Mädchen von der Gotte ein Eierringli als Zugeshenk.

In jenen Tagen waren auch noch die Kiltgänge an Sonntagabenden während des Jahres üblich. Wo in einem Hause ein oder mehrere Mädchen wohnten, die weiter noch keine Bekanntschaft hatten, machten einige Burschen gemeinsam ihre Kilterbesuche. Es wurde gespielt, gesungen und gescherzt. Am Neujahrsabend war nun für die Kiltgänger Gelegenheit, sich für die genossene Gastfreundschaft zu revanchieren. Auf einer eigens dazu konstruierten Traglade wurde ein grosser Eierring als Geschenk in der Regel von zwei oder vier Burschen ins „Liechterhus“ getragen und die Mädchen und deren Angehörige damit beschenkt.

Das Osterkalb.

Am Ostersonntag visitierten die Buben einander schon auf dem Kirchweg und am Nachmittag auf dem Spielplatz erst recht, ob jeder ein neues Kleidungsstück trage. War nichts zu sehen, nicht einmal neue Schuhriemen, schalt man den Kameraden ein Osterkalb. Eine ganz neue Kleidung wurde aber ebenso streng betrachtet und hauptsächlich die Zahl der Giletknöpfe festgestellt, orakelte man doch aus der Zahl derselben, wie der Träger zu dem neuen Kleide gekommen sei. Ja oft kam es vor, dass Buben den Schneider baten, er möchte ihnen am Gilet doch sieben Knöpfe annähen! Beim Orakelspruch zeigte man bei jedem Wort von oben nach unten auf einen Knopf. Der unterste Knopf wies dann auf die Art der Erwerbung des Kleides hin. „Rädli-Rädli-lauf-gfunde-gstohle-bättlet-kauft!“ Waren nur fünf Knöpfe, erscholl ein schandbares Gelächter: „Gstohle - gstohle - schämdi, schämdi, schämdi!“ Ehrbar war nur das siebente Wort „kauft“, deshalb der Stolz der Buben, wenn das Gilet sieben Knöpfe hatte!

Die Grabfrau.

Früher war es üblich, dass bei Todesfällen und Beerdigungen eine Grabfrau, auch „Betfrau“ genannt, viele landesübliche Bräuche zu besorgen hatte. In der Regel war es eine ältere arme Frau, welche diese Geschäfte betreute. Bei den nächtlichen Totenwachen war sie die erste auf dem Platz, stellte das Kruzifix, zwei Kerzen und eine Weihwasserschale mit Weihwasser und Buchsspritzer auf das Tischli neben dem Totenbett und begann,

sobald sich nun Leute einfanden, mit dem Seelenrosenkranz: „Herr gib ihm (ihr) die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm (ihr) usw.“ Sobald am Beerdigungstag der Sarg vor das Haus gestellt wurde, war die Grabfrau besorgt, dass das Kerzenlicht nie auslöschte und die Weihwasserschale nie leer wurde; letztere wurde immer nachgefüllt aus einer Flasche, welche die Betfrau bei sich trug. Als Vorbeterin machte sich die Grabfrau immer bemerkbar. Im Leichenzug lief sie zu hinterst. Nach der Beerdigung hatte sie auf dem Grabe für die richtige Plazierung der Blumen und Kränze zu sorgen. Bei den Nachhaltungen am „Siebten“ und „Dreissigsten“, sowie bei spätern Begräbnisan denken des Verstorbenen hatte sie auf dem Grab die Weihwasserschalen zu füllen und während drei Wochen alle Morgen in der Kirche bei brennendem Wachsrodel die „Stunde“ zu beten, das heisst drei Seelenrosenkränze für das Heil des Abgestorbenen. Als Entlohnung erhielt die Grabfrau für ihre dreiwöchige Arbeit 6 Fr. bar, einen Laib Brot und zwei Halbpfünder Wachsrodel.

Etwas vom Kränzetragen.

In einem Bericht über die ehemalige Rosenkranzbruderschaft in der Gemeinde Wegenstetten im 18. Jahrhundert wird gesagt, dass bei den grossen Prozessionen durch das Dorf die Mädchen und Jungfrauen Kränze in den Haaren trugen. Dieser alte Brauch erhielt sich bis in unser Jahrhundert hinein und ist erst in den letzten 20 Jahren abgeflaut. An den Monatssonntagen, sowie zur Fronleichnamszeit, ebenso bei Bitt- und Bannprozessionen war es geradezu allen ledigen Töchtern, vom schulentlassenen Mädchen bis zur Tante mit grauen Haaren, Ehrenpflicht Kränze zu tragen. Der Kranz ist das Symbol der Jungfräulichkeit, und jede Kranzträgerin bekundete damit ihre Unschuld. Wehe der Tochter, die durch einen unsittlichen Lebenswandel bekannt war und gleichwohl bei kirchlichen Feiern den Kranzschmuck trug. Durch scharfe Redensarten wurde diese schon auf dem Heimwege gebrandmarkt. Die Kränze waren entweder aus Stoff oder aber aus Wachs und konnten einfach aber auch kunstvoll sein. An dem Kranz konnte man auch den Schönheitssinn, sowie die Wohlhabenheit der Trägerin feststellen. Es war vorzeiten auch Brauch, dass an Beerdigungen lediger Personen jeweilen vier ledige Altersgenossinnen im Kranzschmucke den Sarg begleiteten. Bei Kindstauferkannte man die ledige Patin an ihrem Kranz. Kränze wurden getragen bis und mit dem Hochzeitstag. Der letzte Tanz am Hochzeitsfest war auch der Schluss des Kranztragens, es war dies verbunden mit dem sog.

Kranzabtanzten. Nachdem schon vorher die Braut den Kranz gelöst und gelockert, senkte er sich während des Tanzes, Freundinnen kamen nun herbeigeeilt und fingen ihn auf.

Eine alte Sitte war früher das „Kranzladen“ zur Hochzeit. Zwei Freundinnen der Braut luden alle schulentlassenen Töchter und Jungfrauen ohne Altersunterschied mit folgenden Worten ein: „E schöne Gruess vo der Brut, und d'Chranzjumpfere sigue zue ihrer Hochzit iglade am Mendig am nüni i ihres Hus zuer Morgesuppe, s'gäb no Kaffee und Chüechli, es würd d'Brut denn rächt freue, wenn alli nachhär i de Chränze mitere z'Kille chäme“. Die Einladung wurde in der Regel gerne angenommen, und die Chranzmaitli marschierten fröhlich singend hinter den Brautleuten zur kirchlichen Feier.

Ein Brauch, der noch besteht zur Fronleichnamszeit, ist das Tragen doppelter Kränze während des Gottesdienstes und der Prozession bei den Ministranten.

Der Kundenschneider.

Zu seinen Kleidern lieferte in frühern Jahren jeder Bauer den Stoff selbst, Zwilch für das Werktagskleid, Halblein für das Sonntagsgewand. Der Schneider kam jährlich zweimal auf die Stör. Der alte Joggihans, der an zwei Krücken gehen musste, wanderte schon morgens um 6 Uhr ins Kundenhaus. Da bekam er zuerst ein „Bränz“, nachher als Morgenessen eine dicke Mehlsuppe. Buben und Männern wurde nun das Mass genommen; hierauf galt es zu arbeiten, zwei bis drei Paar Zwilchhosen mit Zwirn genäht mussten von Hand angefertigt werden. Bei seiner Arbeit sass dem alten Schneider doch der Schalk im Nacken. Viele selbsterfundene Geschichten und Witze wusste er, während die Nadel ihre Stiche machte, zu berichten. Einzig die Buben betrachteten den Handwerksmann mit etwas Misstrauen. Oft hatte die Mutter zu ihnen gesagt, wenn sie nicht gehorchen wollten: „Wartet numme, jetzt chunt denn bold dr Schnider mit em Ellstecke, de chlopfet ech dure!“ Die Arbeitszeit des Schneiders dauerte von morgens 6 Uhr bis abends 9 Uhr und schloss mit einem Znüni, bestehend aus Speck, Brot und einem „Bränz“. Der Taglohn betrug 6 bis 8 Batzen.

Der Helliker Kundenschneider hatte verschiedene Kosenamen. Wegen eines viel von ihm gebrauchten Ausdrucks nannte man ihn den „Mortja“. Seine scheckige Hose trug ihm auch den Namen „Zebra“ ein. Als er eines Tages ins Kundenhaus kam und seine wenigen Gerätschaften aus einem Tuche nahm, rief er erschrocken aus: „Potz Mortja, jetzt hani d'Naddle vergässe!“

„Mortja“ war Junggeselle und bewohnte in einem Winkel des Dorfes ein kleines Häuschen „das Amselnest“. Darin sah es primitiv aus. Zum Stubeninventar gehörten ein Gänterli, eine Stabelle, ein viereckiger Tisch, des Schneiders Sitz, und an der Wand ein Schaft mit Kundenwaren. Einfach war auch die Küche. Auf einem Feuerstein ruhte der einlöchrige Herd mit einem Pfännchen. An der Wand hing an einem Henkel ein blechernes ovales Geschirr, das Waschplättli, das als Gemüse-, aber auch als Toilettenschüssel Verwendung fand.

Auf der Stör musste die Hausfrau dem Schneider stets etwas Gutes zu essen vorsetzen, sonst übte er in einem andern Kundenhaus eine scharfe Kritik. Einst buk die Mutter Kuchen. Der kleine Knabe, der ihr zusah, hätte auch gerne davon gehabt. Die Mutter tröstete den Jungen und sagte: „Was der Schneider übrig lässt, ist dein“. Eifersüchtig wachte nun der Kleine über die ganze Mahlzeit des Schneiders, und als dieser das letzte Kuchenstück zum Munde führte, rief der Knabe erbost: „Mueter, Mueter! dr Schnider isst alles“! Als der Teller nun leer dastand, schnalzte Mortja längere Zeit mit der Zunge, pfiß durch die Zähne und meinte schmunzelnd: „Die Chnuplätz (Kuchensorte) si guet gsi!“

Der Maienbaum.

In den Gemeinderat gewählt zu werden, galt früher und gilt auch heute noch als hohe Ehre. Das Amt ist zwar nicht gut bezahlt, doch sich als Dorfbeamter präsentieren zu dürfen und als Herr angedet zu werden, vor dem man Respekt hat und Mütze und Hut lüftet beim Gruss, ist doch mehr als Geldeswert. Der Gewählte wurde am Wahltag von der ganzen Gemeinde gefeiert. Vereine und trinkfeste Männer stellten sich zur Beglückwünschung ein. Die Dorfschönen kränzelten. Der Lehrer schrieb Inschriften, die Verdienste des Gewählten hervorhebend. Zwei Tännchen wurden vor dem Hause aufgestellt und mit Guirlanden, Reim und Bändern geschmückt. Wehe der Küche und dem Keller und den Kirschwasserflaschen des Gefeierten! Wein, Kirsch, Würsten, Speck, Käse wurde tapfer zugesprochen.

Der neugewählte Ammann bekam in der Regel einen grossen „Maienbaum“. Er, der am meisten schwitzen musste, sollte für seine Ausgaben und die grössere Ehre einen hohen Baum bekommen, von dem der untere Teil einen Sägepflock gab, oben wurde noch ein Stück drangesetzt (gezweit), damit der Baum recht hoch wurde und im ganzen Dorf gesehen werden konnte. In dreiviertel Höhe hing ein Rundkranz. Bis der Baum stand, gabs viel Arbeit. Winden, Seile, Ketten und sogar Flüche waren

nötig, bis alles in Ordnung war. Reichlich entschädigt wurde die Arbeit mit Speis und Trank. Alles drängte sich am Abend herbei, selbst der Schuljugend bot das Fest Freude. Mancher Käsebissen verschwand in den Hosentaschen eines Dorfjungen. Gesang und Musik der Vereine verschönerten nachts die Feier, auch Reden wurden gehalten. All diese Ehrungen und dazu noch die sinnige Inschrift, die am Baume hing, liessen das Herz des Gewählten höher schlagen und machten ihn offiziell bekannt mit der hohen Würde, die er nun bekleidete. Grossräten, sowie dem Friedensrichter wurden die gleichen Ehrungen zuteil. Neuen Wirten wurde ebenfalls ein Maienbaum gestellt.

Seit der Einführung der elektrischen Energie bilden die Drähte bei der Aufstellung der Maienbäume ein Hindernis, und nun ist der Volksbrauch verschwunden.



**Misthaufen
in Toffen.**

(Photo 1903)

„Die Häuser, gross und gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, und vor denselben stunden mächtig und prächtig Misthaufen, fein gezüpf und glatt getätschelt, wie man sie in keinem andern Lande findet. Die einen waren bereits angestochen und die schwarzen Seiten glänzten schwarz und saftig, fast appetitlich“.

J. Gotthelf, Leiden und Freuden eines Schulmeisters.